

Nr. 49. Bromberg, den 15. Dezember 1922.

Jan im Moor.

Roman von Luise Westkirch.

(10. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Hilmer hörte ihn längst nicht mehr. Er ging auf der Straße nach Quelkhorn, wuchtig, in taktmäßigem Schritt. Er wunderte sich dabei über sich selbst. Sonst wurde jeder Entschluß ihm schwer. Hundertmal erwog er sein Tun, änderte seinen Plan. Heute kein Schwanken, kein Zagen. Es war, als schöbe eine fremde Kraft ihn vorwärts, Jan entgegen. Gut war's, daß er ihn in seinem Haus nicht getroffen hatte. Unter freiem Himmel mußte er ihn haben, meilenweit entfernt von jedem Menschen. Da würden sie's ausmachen miteinander, — und wenn Jan hundertmal Hilmer das Leben gerettet hatte. Ganz genau wußte Hilmer den Verlauf. Er würde zu Jan Osmer sprechen: „Meine Braut sollst mir wiedergeben, die du verblendet hast mit dein verfluchte Lügenkunst! Aber Anna Allmer is nich für ein wie du, der smutzig macht, was er anfaßt mit sein Händens. Swör' bei Gott, daß du ablassen willst von ihr.“ Und wenn Jan sich weigerte, — er würde sich weigern, — dann würden sie's auf dem Platz ausfechten. Wie zwei Hirsche auf der Heide würden sie aufeinander losgehen, bis Einer blieb. Hilmer würde nicht bleiben. Jan war kraftvoll, gewandt und hatte in jahrelangem Soldatendienst seine Muskeln geübt. Aber von solch einer Kraft gerechten Hasses fühlte Hilmer seine Glieder geschwellt, daß er wußte, er war es nicht, der unterlag. Er zerschlug die Hochzeit! Er zerschlug den Bräutigam. Was hinterher kam, danach fragte er nicht. Mochten sie ihn einkerkern, viele Jahre lang, mochten sie ihm den Kopf abschlagen auf dem Richtplatz! Wenn nur Jan Osmer Anna Allmer nicht freite.

Die Dämmerung verdichtete sich. Im roten Glanz stieg die Mondscheibe aus den Dünsten. Flach und endlos streckte sich die Ebene nach allen Seiten. Kein Weg, kein Steg, kein Baum, kein Haus, nur magerer Birkenbusch hie und da auf ödem Brandland, aufgeschossen. Und der Pfad unter Hilmers Füßen nichts als eine Reihe von kaum erkennbaren Eindrücken im verblühenden Heidekraut. Ab und zu kam aus einem Tümpel wie verwehter Glockenklang ein Unkenruf. Sonst kein Laut und keines Lebens Spur.

Hilmer schritt durch das tiefe Schweigen gleichmäßig und unaufhaltsam wie die Zeit selbst, die kein Hasten kennt und doch die Früchte aller Saaten mit sich bringt, der Saaten im Erdschoß und der andern, die jeder Mensch sich selber sät. Er hatte dabei das wunderliche Gefühl, daß er gar kein Mensch sei, Hilmer Poppe, ein Rad nur im Triebwerk des Verhängnisses, das sich drehen mußte zu seinem Ziel.

Lange saß er am Rand eines alten Torfstichs auf einem Haufen vergessener Törfe, wartend, daß die Stunde sich selbst erfüllte, daß Jan Osmer heranschritte mit seinem leichten, wiegenden Gang. Kein Bedenken kam ihm und kein Schwanken. Er spürte nicht Hunger, Durst, noch Ermüdung. Ein einziger Gedanke brannte ihm im Hirn: „Jan Osmer muß fort aus Anna Allmers Leben! Jan Osmer muß fort aus der Welt!“. Er war wirklich, wie er's gesagt hatte, der Klotz, der rollte und zerschlug, was sich ihm entgegenstellte.

Mitternacht war vorüber. Nur am Mond, der weiß strahlend jetzt hoch am Himmel stand, ließ die Zeit sich ermessen. Da klang durch die tiefe, stille Nacht ein leises Pfeifen, weich wie Amselschlag, eine zarte, sehnsüchtige Liebesweise. Hilmer hielt den Atem an und hob den Kopf. Ja, dort fern, fern ein Schatten, nur dem weitsichtigen Auge des Moormenschen erkennbar, kam durch den leuchtenden Mondnebel die schlanke Gestalt heran.

Hilmer ließ sich in das hohe Kraut gleiten, das fest über ihm zusammenschlug. Ein Teil des Moores selbst, lag er wartend, jede Muskel gestrafft zum Sprung wie die lauernde Wildkatze.

Da plötzlich schnellten, einen Büchsenschuß von dem Lauernden entfernt, zwei Gestalten in die Höhe, die im Kraut verborgen geharrt haben mußten wie er, standen als schwarze Schatten gegen den im Mondlicht weiß glänzenden Nebel. Vor Jans Blicken verbarg die beiden ein magerer Birkenbusch. Hilmer sah sie deutlich. Er sah sie nicht zum erstenmal. Klein waren beide Männer und behend, und der eine wand kunstgerecht etwas um seinen rechten Arm, — die Schlinge, die vor zwei Tagen Hilmer selbst um den Hals geflogen war.

So bedurfte es seiner Hand nicht! So hätte er ruhig in seinem Wandbett liegen können. Gott selbst wollte Anna Allmer schützen. Aber er war hier. Und da er's war, konnte er nicht tatenloser Zeuge bleiben bei solch feiger Ermordung aus dem Hinterhalt. Mit seinen Fäusten in heißem Ringkampf den erwürgen, der dort kam, hundertmal ja! Zusehen, daß ein anderer ihn erwürgte, — nein! Es war kein klar zu Ende gedachter Gedanke, ein unwiderstehliches Gefühl nur war's, das ihn blitzschnell emporriß, ihn Jan entgegenrennen machte, schreiend mit der ganzen Kraft seiner Lungen: „Wahr' dich, Jan Osmer! Mörderers lauern auf dich!“

Beim ersten Anklingen der lauten Menschenstimme versanken die Tatern, als hätte die Erde sie verschlungen. Als Hilmer Jan erreichte, lag das Moor, soweit das Auge trug, in scheinbar menschenleerer Öde.

Jan hatte seinen Revolver in die Hand genommen. „Bist du das, Hilmer Poppe?“ fragte er verwundert. „An diesem Ort, zu dieser Zeit? Un Mörder sollen dr auf mich lauern?!“

Hilmer deutete hinter sich, noch atemlos vom raschen Lauf.

„Achter'n Birkenbusch. Maras Brüder!“

Jan spitzte die Lippen zu einem leisen Pfeifen. „Sieh so. Un du sagst mir's an? Du, Hilmer? Das is rechtschaffen. Ich dank' dir.“

„Dank' mir nich“, antwortete Hilmer finster. „Wenn ich dir's angesagt hab', denn war's, weil ich mir nich von smutzige Taters nehmen lassen will, was mein is. Ihrer Rache bist entgangen. Nu wahr' dich vor meiner.“

„Es is wahr“, gestand Jan, „ich hab' dir deine Braut genommen. Es is mir leid, Hilmer, daß es deine war. Aber in der Liebe, weißt, da gibt's keine Freundschaft. Da is jeder Mann jedes Mannes Feind.“

„Gib Anna Allmer frei!“

„Kann ich das? Sie hat mich lieb, wie ich sie. Kann ich sie frei machen von ihrer Liebe zu mir?“

„Den Allmerhof hast lieb,“ knirschte Hilmer.

„Nein, der Allmerhof geht bloß mit. Ich hab' die Anna lieb. Ich mein' fast, ich hab' noch kein Dern so lieb gehabt wie sie.“

„Auf wie lange?“ höhnte Hilmer.

„Da fragst mich zu viel. Wie ich vandage fühle, müßt' ich antworten: immer un ewig. Aber es is gegen meine Erfahrungen, daß die Liebe zu einer Dern ewig anhält. Alle Dingens, die schön sind, haben ihre Zeit un sind ver-

gänglich. Un je schöner sie sind, um so kürzer is ihre Dauer. So is es mit der Liebe."

„Denkst auf so'n Antwort hin werd' ich die Anna in deinen Händens lassen?! Noch einmal: Willst swören, dein Verspruch rückgängig zu machen morgen am Tag?"

„Nich morgen un kein Tag."

„Denn wahr' dich, Jan Osmer! Denn so wahr dr ein Gott im Himmel is, dr kommt man nur ein von uns lebendig von diesem Fleck."

Unwillkürlich wich Jan einen Schritt zurück. „Bist von Sinnen?!"

„Wahr' dich," brüllte Hilmer.

Den Kopf gesenkt, mit der Wucht eines Stieres stürzte er auf Jan los. Der bog geschickt aus.

„Denn wirst mich vermorden müssen, Hilmer Poppe," sagte er fest. „Denn das swör ich dir, ich heb die Hand nich auf gegen dich."

„Was?!" Mitten im erneuten Anstürmen hielt Hilmer ein.

„Nee," sagte Jan, „du hast mich errettet vor der hinterrückschen Vermordung durch sleichende Taters, mich, dein Feind, den du Ursach' hast zu hassen. Ich nehm dein Leben nich."

„Du sollst dich zur Wehr setzen!" schrie Hilmer. „Denk' nich, ich werd' swach werden. Ein von uns is dr zu viel in der Welt. Wehr' dich! Oder ich bring' dich um."

„Ich wehr' mich nich. Wenn du's verantworten magst, slag mich tot. Da! Da liegt mein Waffe." Er warf den Revolver ins Kraut. „Einmal kommt das Sterben an jeden ein von uns. Ich hab' mich dr noch nie vor gefürchtet."

Grad und fest stand er, unbeweglich im hellen Mondschein. Er ließ die Arme lässig hängen, dem Feind die Brust zukehrend.

Ihm gegenüber stand Hilmer, fassungslos, durchkreuzt, gelähmt in all seinen Absichten und Entschlüssen.

„Dein Weigerung is eine Gemeinheit," brach er endlich los, „ein unehrlicher Kniff, wie sie draußen in Gang sein mögen, hier bei uns nich! Du hast mir alles weggenommen, was mein' Leben Wert gab: mein' Braut, mein' Hof. Warum scheust du denn, mir das Leben zu nehmen?"

Jan antwortete nicht, er rührte sich nicht.

„Aber," erwog Hilmer weiter, „Giftslangens soll einer vernichten, wo er sie antrifft. Anna is mehr wert als du. Die sollst nich zunicht machen. Da um mußt fort, ob du dich wehrst oder nich."

„Tu nach dein' Gefallen!"

Mit einem heiseren Schrei stürzte Hilmer vorwärts. Aber die erhobenen Arme sanken ihm schlaff herab. Er konnt's nicht vollenden. Leib an Leib ringend mit dem Verhaßten, die Fäuste fester und fester zu schließen um seinen Hals, zu erwürgen diesen Mann, der des Treuesten Liebe ausstach, weil die Natur ihn mit Reiz und Anmut überschüttet hatte, wie ein Raubtier, — Wollust wäre das gewesen. Der Wehrlose machte ihn wehrlos.

„Denn wirst für diesmal dein Wille haben müssen, Jan Osmer," sagte er dumpf. „Zum Mörder is Hilmer Poppe nich gemacht. Glaub' aber nich, daß ich darum die Anna dir lasse! Wenn ich dich nich zerslagen darf, dein Hochzeit zerslag ich, so wahr ich Hilmer Poppe bin!"

„Wenn du's kannst, wirst du's tun," antwortete Jan.

Hilmer hatte ihm schon den Rücken gewandt, stampfte mit schweren Schritten seinen Weg zurück, in hilfloser Wut, daß wieder und abermals der Verhaßte ihm überlegen war.

Jan blickte ihm nach, bis seine Gestalt ein kleiner, dunkler Punkt im mondbehellten Moor war. Dann bückte er sich und nahm seinen Revolver auf. Er steckte ihn nicht wieder in die Tasche, er pfiff auch nicht mehr. Die Waffe schußfertig in der Hand, Auge und Ohr gespannt, wie beim Patrouillendienst auf Vorposten, schritt er, vorsichtig jeden Busch umgehend, Weyermoor und seinem Hof zu. Er weckte Kort.

„Mach Pluto und Packan von der Kette los."

Zitternd gehorchte der Knecht. Seit Jan sich mit Anna Allmer versprochen hatte, lebte er in einem Fieber der Furcht.

„Was is dr im Werk? Allmächtigen Gott! Was is dr wieder im Werk?"

Jan berichtete.

Ein paar Augenblicke schwieg der Knecht. Dann sagte er mit schwerem Ernst:

„Ich will dir sagen, Jan Osmer, — als ich ein lütten Jung war, hat mein' Mutter mir ein Geschicht vertellt. Dr war mal ein armer Fischer in ein slechte Hütte, den hatt' ein Zauberfisch zum Lohn, weil er ihn frei ließ, versprochen, all' seine Wünsche zu erfüllen. Un der Fischer wünschte nu los, denn ein Haus und denn ein Sloß, feine Kleiders, moje Derns un gute Bissens, un wollt' ein General sein un ein Minister, König un Kaiser. Un kriegt alles, un wurd' alles. An einem Tag aver verlangt er, er wollt' der liebe Gott selber sein. Da saß er 'n nächsten Augenblick wieder in sein slechte Hütte un is dr verhungert. Ich mein', so ein wie der Fischer bist du, un dein Vermessenheit wird dich zugrund richten wie ihn."

„In mein' Todesstunde", sagte Jan. „Du hast mir das schon einige Male gesagt. Da auf wollen wir erst mal slafen."

Neuntes Kapitel.

Von den nächsten Wochen wurde in Weyerdamm noch viel gesprochen. Die ältesten Leute erinnerten sich nicht, eine ähnliche Zeit erlebt zu haben. Der Geist der Freude und des Leichtsinns war in die tüchtige, fleißige, aber in düstere Gleichförmigkeit hinlebende Kolonie gefahren. Von Jan Osmer ging er aus, und wie eine Ansteckung verbreitete er sich durch den ganzen Ort. Seit seinem Verspruch mit Anna Allmer, seit seiner nächtlichen Begegnung mit den Tatern ging Jan nicht mehr in die Wirtschaften von Quelkhorn und Scharmbeck. Dafür lud er die Nachbarn in sein Haus. Dort ließ er auffahren, Bier und Branntwein, Brot und Wurst. Lieder wurden dort geübt, allerlei unterhaltende Spiele getrieben. Die Fröhlichkeit gefiel den lebensfrohen jungen Leuten, — daß sie nichts kostete, gefiel den älteren. Man vergab Jan Osmer seinen Wortbruch gegen Alheid Willgrebe und Anna Allmer den ihren gegen Hilmer Poppe. Sogar Poppes Ältester, Wilm, zog mit den andern Burschen zum Osmerhof. „Soll ich mir hart tun, weil mein Bruder sein Braut nicht festzuhalten versteht?" fragte er. Und Gesche Poppe versicherte jedem, der es hören wollte; sie könne es verstehn, daß eine Dern nach ihrem Stiefsohn nicht viel nachfrage.

Anna tat die duldsame Gesinnung des Ortes wohl. Etwas wie Frieden kam über sie, — vielmehr die Unruhe ihrer Seele wagte sich nicht hervor in den Kreis von heiterer Freude, der Jan umgab. Nur ab und zu überfiel sie plötzliche Traurigkeit unversehens inmitten einer Ausgelassenheit, die ihrem Wesen fremd war und sie darum nicht ganz natürlich ließ.

Bis in den Tod traurig war in ganz Weyerdamm in diesen Wochen ein einziger: Hilmer Poppe. Nicht nur verloren war ihm die Geliebte, — er würde es machtlos mit ansehen müssen, daß Jan Osmer ihr Seele und Leib zerpflückte, wie Buben einen Schmetterling zerpflücken, — Jan Osmer, den er nicht hatte zerschlagen können! Würde es ihm gelingen, die Hochzeit zu zerschlagen, die Braut und Bräutigam wollten, die ganz Weyerdamm zu wollen schien? Ihm, der allein war, dem niemand beistand, der mit der reichen Braut und der Anwartschaft auf den Allmerhof Geltung, Wertschätzung bei seinen Angehörigen und seinen Ortsgenossen eingebüßt hatte? Er grübelte über ein Mittel, eine Möglichkeit Tag und Nacht, und sah mit Grauen einen Tag nach dem andern dahinrasen und jeden die Hochzeit näher bringen.

In einer Nacht, als er wieder qualvoll gerungen hatte mit der Aufgabe, die über seine Kraft ging, stand plötzlich Vorsteher Allmer vor seinem Bett. Streng blickten seine schmalen, tief liegenden Augen aus dem vom langen, grauen Bart umwallten Gesicht wie an dem Tag, da er Annas Hand in die des jungen Poppe gelegt und gesprochen hatte: „Hilmer Poppe, ich vertrau' dir mein Kind. Verwahr' es gut."

Die Stirn naß von kaltem Schweiß, fuhr Hilmer auf. War's ein Traum? War's mehr? Wohl hatte Christoph Allmer Ursache, ihn zu mahnen. Er war ihm mehr gewesen als sein eigener Vater, hatte ihm sein Kind gegeben, seinen Hof. Und nun lag er ermordet, und seinem Kind zerbrach ein Frevler das Leben. Und Hilmer fand seinen Mörder nicht und rettete sein Kind nicht!

Hilmer stand auf und zündete eine Kerze an. Wiederum nahm er in der Stille der Nacht, wie schon oft, aus seiner verschlossenen Truhe das Stück Birkenstamm und das Wachszündholz, betrachtete beides, als könnte er die zwei Dinge zwingen, ihm ihr Geheimnis zu sagen. Aber das Stück Holz lag trocken und stumm in seiner Hand, und das glatte, weiße Wachsstäbchen mit dem dicken grünen Kopf schien ihn zu verhöhnen. Nein, allein würd' er's nicht vollenden!

Am nächsten Morgen nahm er die beiden Beweisstücke heimlich mit nach Bremen, zeigte sie einem Rechtsanwalt und bat um seinen Beistand. Der Rechtsanwalt blickte auf die zwei Gegenstände mit hochgezogenen Brauen.

„Wer in Ihrem Dorf benutzt solche Zündhölzer?" forschte er.

„In unsrer Kolonie, so viel ich dr von weiß, kein einzigster," gestand Hilmer verzagt.

Der Anwalt zuckte die Achseln. „Bis Sie mir nicht den Eigentümer des gefundenen Streichholzes mit einiger Wahrscheinlichkeit bezeichnen können, vermag ich in dieser Angelegenheit nichts zu tun."

Mutlos wanderte Helmer heim. Nur noch zwölf Tage bis zur Hochzeit! Bald würden's nur noch zehn sein, —

nur noch acht. Wenn er wenigstens den Hochzeitstag hinausschieben könnte, Zeit gewinnen!

Und an einem Tag zwang er seinen Stolz nieder und ging hinüber zum Allmershof. Er wollte Anna anflehen, die Trauung zu verlegen, um ein paar Wochen, ein paar Tage nur! Als einzige Gunst für all das Leid, das sie ihm antat, wollte er diesen Aufschub von ihr erbitten.

Es war in der Kartoffelernte, die Knechte fuhren die vollen Säcke vom Acker. Neben dem letzten Fuder stand Anna allein und sah in die rote Oktobersonne, die tief am Moorrand hing. Da sie Hilmer erblickte und begriff, daß er sie suchte, winkte sie ihm abwehrend mit der Hand und flüchtete vor ihm in ihr Haus. Sie fürchtete sich. Ihr Schicksal war beschlossen. Er sollte nicht zerren an ihrem Entschluß. Die Zeit rannte weiter. Man schrieb den ersten November. Am dritten sollte die Hochzeit sein. Auf dem Allmerhof wurde geschlachtet, gebacken, geschmückt. Jürgen-Ohm und Jan saßen allein auf ihrem Hof und probten den Hochzeitswein, ein fremder Brauch, den Jan einführte, und der Jürgen-Ohm nicht mißfiel. Da riß Kort die Stubentür auf.

„Jan Osmer! Komm dr ein Augenblick raus."

Jürgen-Ohm wollte widersprechen. Aber Jan sah seinem Knecht in die Augen und ging sogleich mit ihm in seine Kammer.

„Was is dr los?"

„Der Teufel," antwortete Kort. „Das sind die Früchtens von so'n Saaten, wie du ausstreust. Ich bin ein einfachen Menschen. Ich kann dr nich mehr gegen an." Er warf sich auf eine Truhe.

„Komm zu Ende mit dein Spruch," gebot Jan.

„Ich sollt' ja'n Tracht Tannen un Efeu zu den Girlandens für den Osmerhof zusammenholen. Wie ich nu die Dorfstraße nahsten runter bin, kommt mir dr eine entgegen, ein Stadtfräulein in'n einen Mantel, mit ein' Federhut un Lackschuhe. Ich kuck ihr gans verbiestert an. Da stößt sie auf mich zu wie'n Habicht. Und ich denk', ich soll'n Daslag kriegen. Frieda Lampert war's!"

„Donnerwetter," murmelte Jan. „Drei Tage hätt' sie nu auch noch wegbleiben können. Was hast ihr gesagt?"

„Zuerst sprach s i e. Ich konnt's nich vor Schreck. „Herr Bredelow, das is fein, daß ich Sie gefunden hab'! Nu is Jan Osmer auch nich weit." Ich, noch gans blöd', frag': „Wollen Sie denn zu Jan Osmer?" „Das können Sie sich doch woll denken," sagt sie. „Sie wissen ja, was Jan Osmer mir gesworen hat. Sieben Monate hab' ich auf ihn gewartet. Kein Antwort hab' ich bekommen auf all mein Briefens." Und denn so fort. Mit wenig Worten, was sie mit vielen sagen tat: Einer hat ihr geraten, an unseren Obersten zu schreiben, hat ihr auch den Brief zurecht gemacht. Un denn hat sie Bescheid bekommen, Jan Osmer hätt' ausgedient und hätt' einen Hof in Weyerdamm übernommen. Da rafft sie denn flink eine Handvoll Geld zusammen und kommt angereist, will eigentlich zum Vorsteher, findet nu aber, daß es besser is, daß i c h ihr in den Weg gekommen bin. Un daß das besser für dich war. der Meinung bin ich ebenfalls."

Jan lachte. „Wo hast ihr gelassen?"

„Ein tut, was ein kann. Ich hab' ein ernstes Gesicht gezogen und gesagt: Wenn du zu Jan Osmer willst, denn so is mich das leid. Jan Osmer is in Holland. Er hat dr ein Erbschaft einzukommen. Da zieht sie so'n lütt Buch aus ihr Tasche und ein Bleifeder. „Macht nix. Sag' du mir man den Ort, wo er sich aufhält. Ich reis' ihm nach, bis ans Ende der Welt."

Jan schüttelte sich vor Lachen. „Wohin hast ihr geschickt?"

„Mir wollt' kein Stadt einfallen. So sag' ich: Zu was willst dein Geld wegsmeißen? Kann sein, du triffst ihn gar nicht mehr an. Ich mein', du solltest dich in Bremen verweilen, oder auch man bloß in Vegesack. In ein Tager acht muß Jan zurückkommen. Er hat sein Hof hier. Ich wart' denn." Da hab' ich ihr ein Ende auf den Weg nach Bremen gebracht, — damit daß sie nicht fehl geht."

„Gut hast's gemacht," lobte Jan.

Aber Kort klagte: „Ich komm' um mein ewige Seligkeit in dein Dienst."

Jan Osmer griff in die Hosentasche, zog eine gelb glänzende Münze heraus. „Zum Trost, — fang' die!"

Während Kort gierig das Geldstück einsteckte, erwog Jan.

„Zu aller Sicherheit will ich doch zur Anna auf den Allmerhof gehn. Die Lampert' könnt ihren Sinn ändern."

„Die is weit", versicherte Kort stolz.

Aber Frieda Lampert war schon auf dem Rückweg nach Weyerdamm.

Sie hatte Kort kaum aus den Augen verloren, als aus dem wüsten Moor zu ihrer Linken Hilmer Poppe aufgetaucht war, der einmal wieder vergeblich die Fundstelle des Zündholzes nach Spuren des Mörders abgesucht hatte. Frieda Lampert, der die menschenleere Öde unheimlich wurde, redete ihn an.

„Ob sie hier auf dem richtigen Wege nach Bremen sei? Sie habe in Weyerdamm einen namens Jan Osmer gesucht. Aber der sei verreist."

(Fortsetzung folgt.)

Wie die Honigkuchen entstehen.

(Nachdruck verboten.)

Eine der liebsten Gaben auf dem Weihnachtstische ist der Honig- oder Pfefferkuchen und tausende der braunen Gesellen erfreuen zu Weihnachten die Herzen der Kinder und Großen. Die wenigsten aber, die sich die leckeren Kuchen schmecken lassen, wissen Genaueres von ihrer Herkunft und Herstellung. Thorn ist seit alters her durch die Honigkuchenfabrikation berühmt. Schon im Jahre 1640 wurden in dem Hause, das mit dem Betriebe vor ca. 160 Jahren an die Familie Weese kam, Honigkuchen hergestellt. Ohne Unterbrechung hat diese Familie auf dem Grundstücke die Honigkuchenbäckerei betrieben, und zwar bis vor etwa 60 Jahren handwerksmäßig, in späteren Jahren fabrikmäßig — maschinell.

Nachstehend schildern wir einen Rundgang durch die Fabrikanlagen und bemerken dazu, daß dieser Aufsatz bereits mehrere Jahre vor dem Weltkriege geschrieben wurde.

Aus einem der drei sauberen Höfe kommen wir in den Honigraum. Dort sehen wir die große Honigschleuder, welche während des ganzen Herbstes rastlos Tag für Tag arbeitet. Der Honig wird zum großen Teil im Inlande als Stampfhonig waggonweise von Händlern oder Bienenwirten aufgekauft. Aus der durch Dampfkraft bewegten Schleuder fließt der kristallhelle Honig in Tonnen, von denen jede 20 Zentner Honig hält und die in einem sehr großen Raume lagern. Als Nebenprodukt verkauft die Firma noch große Mengen gelbes Wachs. Der Honiggeruch lockt die Immlein der Umgegend herbei und trotzdem die Fenster dicht vergittert sind, finden besonders in der Schleuderzeit viele fleißige Bienchen an den Drahtgittern ihr Ende. In der Nähe der Stadt will daher die Bienenwirtschaft auch auf keinen grünen Zweig kommen. In demselben Raume arbeitet die große Teigmischmaschine. Durch gewaltige Flügel wird der gekochte Honig mit dem Mehl zu einem gelben Teige vermischt. Die Arbeitsleistung beträgt in einem Tage bis zu 100 Zentnern. Der fertige Teig kommt nun in gewaltige Tröge. Dort erlangt er eine solche Zähigkeit, daß er vor der Verwendung mit eisernen Spaten gestochen werden muß. In einem sehr geräumigen Lagerraum befinden sich bis zu 1000 Zentnern Kuchenteig. Früher herrschte allgemein die Ansicht im Volke, daß der Kuchenteig einige Jahre liegen müsse, ehe er verbrauchsfähig ist. Man belehrte uns jedoch, daß bei einem derartig großen Verbrauch davon keine Rede sein könne, zumal es auf die Qualität des Teiges auch keinen Einfluß habe. Nur für den Bäcker sei es insofern besser, da der Teig dann ergiebiger sei.

Soll der Teig nun verwertet werden, so muß er eine Schwitzkur durchmachen, um wieder weich und geschmeidig zu werden. Dann gelangt er in eine zweite Maschine, in welcher ihm durch Kneten die verschiedenen Gewürze beigemengt werden. Zwischen Walzwerken wird er zu zähen Platten von etwa ein Meter Länge, die je nach der Art der herzustellenden Kuchenarten verschieden dick sind, verarbeitet. Diese kommen alsdann auf eine Rollfläche ohne Ende unter ein Stanzwerk, das aus den zähen Teigplatten die Kuchen ausschneidet und etwaige Prägungen aufdrückt. Auf Drahtpfannen gelangen dann die Kuchen aus der Maschine und wandern sofort in einen großen sogenannten Kettenofen. Mit dem Backofen aus Großmutters Zeiten hat dieser aber wenig Ähnlichkeit. Auf Ketten ohne Ende, die sich langsam, durch maschinelle Kraft getrieben, durch den Ofen bewegen, muß der Kuchen die Hitze von 190 Celsius etwa sechs Minuten lang aushalten. Der 10 Meter lange Parademarsch in der Gluthitze hat die in Reih' und Glied aufmarschierten Bleichgesichter in braune, knusprige Gesellen verwandelt, die sich durch ihren Duft als fertige Honigkuchen kennzeichnen. Nachdem sie abgekühlt, von den Pfannen genommen und vom Mehlstaub mittels Bürsten gereinigt sind, werden sie von einer großen Anzahl peinlichst sauber gekleideter Mädchen in Empfang genommen, in große Kästen flach aneinander gesetzt und in den Packraum getragen. Zu je 12 oder 20 Stück werden die Kuchen nun in Pergamentpapier verpackt. Feinere Kuchen erhalten noch eine besonders geschmackvolle Verpackung.

In einem angrenzenden Raume erblicken wir eine Anzahl Bäcker, die in Handarbeit diese feinen Kuchen herstellen. In zwei besonderen Backöfen werden sie gebacken. Durch einen Aufzug, der durch alle vier Etagen geht, werden die

Kuchenpakete nun in die Versand- und Lagerräume befördert.

Schon oft ist es unseren Hausfrauen wohl aufgefallen, daß der gekaufte Honigkuchen bald seine Knusprigkeit verliert. Der Luftzutritt verschuldet dieses. Legt man frisch gekauften Kuchen in luftdicht verschlossene Gefäße, so bleibt er knusprig. In den Versand- und Lagerräumen erblicken wir daher große Kisten mit Zinkeinsätzen, die mit den Kuchen der verschiedensten Arten gefüllt und durch verschraubbare Deckel luftdicht verschlossen werden.

In anderen Räumen lagern bis unter der Decke die fertigen, gefüllten, mit Nummern versehenen Versandkisten. Ein neuerbauter Speicher birgt allein 2000 Kisten und bietet in seinem Keller Raum für 1000 Zentner Honig. Von hier treten nun die echten „Thorner" ihre Reise an in aller Herren Länder.

*

Über die Verhältnisse in der Kriegs- und Nachkriegszeit sei noch kurz folgendes angeführt: Schon vor dem Kriege war der Betrieb so gewachsen, daß die Firma Weese now einen bedeutenden Neubau für ihre Fabrikation hart am Bahnhof Thorn-Mocker errichten ließ. Er ist ein Bau, der zum großen Teil aus Beton errichtet ist. Schwere Zeiten kamen während des Krieges. Die Materialien, Mehl und Honig, stiegen im Preise und Mehl verschwand aus dem freien Handel. Die Honigkuchenbäckerei mußte daher ganz bedeutend eingeschränkt werden. Um das Unternehmen lebensfähig zu erhalten und der Kriegswirtschaft nutzbar zu machen, übertrug man der Firma die Herstellung von Kinder- und Krankenkeks, Nudeln und anderer Teigwaren. In den späteren Kriegsjahren mußte an Stelle des Zuckers der Süßstoff treten. Nach Abtrennung von dem alten Vaterlande ist der Absatz für die Fabrikate der Thorner Honigkuchenbäckereien sehr beschränkt, wenn ihm auch neue Absatzgebiete erschlossen sind. Es sind zudem die Materialien, Mehl, Honig, Zucker im Preise außerordentlich in die Höhe gegangen und Gewürze sind trotz der hohen Preise kaum zu bekommen. Schwere Zeiten sind für diese wie auch andere Industrien Pommerellens gekommen. Wünschen und hoffen wir, daß in besseren Zeiten der Thorner Honigkuchen auch wieder bis in die fernsten Gegenden die Kinderherzen zu erfreuen vermöge. Grams-Schönsee.

„Erst eine Zigarette . . ."

Die Rauchernervosität des Zeugen.

Nervosität im Gerichtssaale ist eine alltägliche Erscheinung. Es gibt viele Leute, die, wenn sie als Zeugen vor den Richtertisch treten, von einem Gefühl befallen werden, das Ähnlichkeit mit dem Lampenfieber der Schauspieler haben dürfte. In den dem Gericht benachbarten Angstlokalen kann man oft Personen beiderlei Geschlechts beobachten, die noch schnell mit einem Gläschen Kognak ihre Nerven ins Gleichgewicht zu bringen suchen, bevor sie sich „hinüber" begeben. Andere helfen sich damit, daß sie auf dem Gerichtskorridor im Geschwindschritt spazieren gehen. Kürzlich wurde nun der Berliner Strafkammer ein Zeuge vorgeführt, der seine Nervosität mit einer Zigarette zu beschwichtigen suchte, und dabei von einem psychiatrischen Sachverständigen unterstützt wurde.

Es handelte sich um eine Anklage gegen den angeblichen Schriftsteller Erich Anspach, der seinerzeit wegen Fälschung politischer Dokumente und wegen unberechtigter Führung des Doktortitels verhaftet worden ist. Nunmehr wurde ihm zur Last gelegt, zusammen mit einem Flugzeugmonteur Rohde Pfandscheine gefälscht zu haben. Rohde wurde aus der Strafhaft vorgeführt, um als Zeuge vernommen zu werden. Als er den Gerichtssaal betreten hatte, erklärte er: „Herr Vorsitzender, ich bin nicht in der Lage, auch nur ein Wort aussagen zu können, wenn ich nicht eine Zigarette erhalte. Als ich heute in die Vorführungszelle gebracht wurde, roch es lieblich nach Zigaretten. Die Luft war förmlich blau. Ich habe auch einen Kippen (Stummel) gefunden. Wenn Sie mir nicht gestatten, daß ich den erst rauche, so kann ich nichts bekunden." Im Saale entstand allgemeine Verblüffung. Der Staatsanwalt faßte sich zuerst und nahm die Sache von der humoristischen Seite. Er suchte den Zeugen durch gütliches Zureden umzustimmen. Dieser blieb aber bei seiner Zeugnisverweigerung. Der Vorsitzende ließ schließlich Rohde durch den Sanitätsrat Dr. Leppmann untersuchen. Der Sachverständige beseitigte den seltsamen Konflikt durch ein „salomonisches Gutachten. Er erklärte nämlich, daß bei Rohde tatsächlich erhebliche nervöse Erscheinungen vorlägen, die vielleicht durch den Genuß einer Zigarette beseitigt werden könnten. Darauf bemerkte der Vorsitzende zu dem Zeugen: „Der Herr Sachverständige hat Ihnen eine Zigarette verordnet; also gehen Sie erst in die Zelle zurück und rauchen Sie diese Zigarette auf, vielleicht sind Sie nachher in der Lage, um so erschöpfender aussagen zu können." Rohde ließ sich das nicht zweimal sagen. Er verschwand in Begleitung des Justizwachtmeisters und erschien nach fünf Minuten wieder im Gerichtssaal. Dabei konnte man bemerken, daß er etwas kaute. Auf die Frage des Vorsitzenden, was er denn im Munde habe, erwiderte der Zeuge lächelnd: „den Kometen". Vorsitzender: „Was meinen Sie damit?" Zeuge: „Den Stummel, Herr Vorsitzender, den genieße ich als Priem!"

Nun konnte die Vernehmung vonstatten gehen.



▫▫ Bunte Chronik ▫▫



* **Ausländer in Berlin.** Dem Inhaber eines Lokals in der Kantstraße in Berlin ist in einer der letzten Nächte die Internationalität seines Publikums etwas teuer zu stehen gekommen. Zwei der Gäste, ein hitziger Argentinier und ein Grieche, gerieten in Streit, und der argentinische Gentleman, der heimatliche Sitten offenbar auch auf die Fremde überträgt, suchte mit einem Revolver zu argumentieren. Der Schuß verfehlte zwar sein Ziel, war aber das Signal zu einer solennen Prügelei, an der sich — in dem Bestreben, dem Argentinier das Schießeisen zu entreißen — die sämtlichen Klientel des Restaurants (Franzosen, Engländer, Amerikaner, Portugiesen, Italiener) beteiligten. Es ging hoch und wild her, Tische und Stühle wurden zertrümmert, Gläser und Flaschen zerschlagen, und währenddessen benachrichtigte ein deutscher Gast die Schutzpolizei, die dann das Nötige veranlaßte und auf der Wache die Personalien der beiden Kampfhähne feststellte.

*

* **Gastmähler auf Grabhügeln.** In Rußland wird das Totenfest nicht minder gefeiert als bei uns, jedoch hat es ein ganz anderes Gepräge. Das liegt zum Teil an der Jahreszeit: der russische Totensonntag fällt in den Sommer. Andererseits hat es seine eigentümliche Färbung dadurch, daß es sich noch streng an die alten heidnischen Gebräuche anschließt. Zahllose Scharen, arm und reich, ziehen hinaus zu den Gräbern ihrer Lieben, um dort, eben ein Überbleibsel vom Heidentum — Festmahle zu feiern. Vornehm wie gering haben Speisen und Getränke in Hülle und Fülle bei sich und bauen, wenn es der Platz erlaubt, an der Gruft Tische und Stühle auf, um stundenlang dort zu schmausen und zu trinken. Fehlt dazu der Raum, so schlägt man das weiße Tischtuch über den grünen Hügel und breitet darauf seine Herrlichkeiten aus. Auch der Geringste hat da sein Weizenbrot und seinen Tee, für dessen Zubereitung der Samovar, die russische Teemaschine, oft ein Ding von Riesendimensionen, mitgebracht wird. Fast nirgends fehlt dazu auch die Kutja, eine Speise aus Reis mit Honig und Milch gekocht und mit Rosinen in Kreuzesform belegt. Die Vornehmen haben auf ihren zierlichen Tischen oft die erlesensten Erfrischungen, natürlich trinken auch sie Tee. Da für den echten Russen zum Tee aber auch notwendigerweise Wutki (Wodka-Schnaps) gehört, und er diesem und jenem Toten und dem dritten und dem vierten usw. doch ein Gläschen widmen muß, so ist die unausbleibliche Folge der Rausch, und dadurch ergeben sich dann oft die pöbelhaftesten Ausschreitungen.



Kleine Rundschau-Ecke



* **Auch eine Kritik.** Ein junger Dichter las vor einem geladenen Kreise sein neuestes Bühnenwerk vor. Auch ein Berliner Theaterdirektor war anwesend. Während der Vorlesung ertappte er sich, auffahrend, selbst bei der Tatsache, daß er soeben geschlafen haben mußte. Und da es ihm nicht recht gelang, den richtigen Faden der Handlung wiederzufinden, schlummerte er noch einige Zeit, unbemerkt, auf seinem Sitze weiter. Nach der Vorlesung trat jeder einzelne Zuhörer auf den jungen Dichter zu, um ihm einige Worte der Anerkennung oder der wohlwollenden Kritik zu sagen. Auch der Direktor fühlte sich dazu verpflichtet. Kurz entschlossen klopfte er dem Jüngling auf die Schulter: „Junger Freund, glauben Sie mir — ich habe alles um mich her vergessen! — Was kann ich Ihnen Erfreulicheres sagen?"

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.